

Keilschriftforschung und Altes Testament

Autor(en): **Rüthy, Albert E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Keilschriftforschung und Altes Testament.

Vorbemerkung. Die nachfolgende Darstellung wurde als «Akademischer Vortrag» in Bern am 27. Februar 1942 einem weitem Publikum geboten. Sie enthält daher manche dem Fachmann geläufigen Tatsachen, deren Darlegung aber in Anbetracht des Zuhörerkreises notwendig war. Immerhin wird wohl mancher Leser unserer Zeitschrift diese an sich keine absolut neuen Forschungsergebnisse bietenden Ausführungen gerne zur Kenntnis nehmen.

Wenn dieser Vortrag vor vierzig Jahren stattgefunden hätte, so würde er vielleicht den Titel: «Babel und Bibel, Beitrag zu einer aktuellen Diskussion» getragen haben. Denn damals eben, genau gesagt am 13. Januar 1902, hatte Friedrich Delitzsch sein aufsehen-erregendes Referat vor der Deutschen Orientgesellschaft in Berlin über «Babel und Bibel», d. h. «Babel als Erklärer und Illustrator der Bibel» gehalten, dem dann in den folgenden Jahren noch zwei weitere unter dem gleichen Titel folgten. Schon nach dem ersten dieser Vorträge entspann sich ein heftiges Streitgespräch, das die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt wie auch weiter Kreise des christlichen Kirchenvolks auf sich zog und, abgesehen von vielen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, an zustimmenden und entgegennenden Schriften eine Reihe von über 80 selbständigen Publikationen hervorbrachte.

Die Wellen jener Kontroverse haben sich längst gelegt, und es ist heute bedeutend unverfänglicher, über das Thema «Keilschriftforschung und Altes Testament» zu sprechen. Hat sich einerseits die Erkenntnis der hohen Bedeutung dieser Wissenschaft für das Alte Testament allgemein durchgesetzt, so dass niemand, der sich ernsthaft mit ihm beschäftigt, an deren Ergebnissen vorbeigehen kann, so haben sich andererseits die Grenzen des Einflusses der babylonischen Welt, die Delitzsch speziell im Auge hatte, deutlich herausgestellt und vor allem das Phänomen der alttestamentlichen Religion seine Einzigartigkeit und Unableitbarkeit aus fremder Quelle gerade in den wesentlichsten Punkten bewährt. So ist es heute möglich, sine ira et studio an unsern Gegenstand heranzutreten, unter Berücksichtigung der Resultate, die dieses auch jetzt noch sich ständig erweiternde und an überraschenden Entdeckungen noch längst nicht erschöpfte Forschungsgebiet auch

während der seit Delitzschs Babel-und-Bibel-Vortrag verstrichenen vier Jahrzehnte gezeitigt hat.

Wenn wir statt der schlagwortmässigen Formulierung «Babel und Bibel» die sachlicher klingende «Keilschriftforschung und Altes Testament» gewählt haben, so ist damit zugleich eine Ausweitung des Geschichtskreises über das Gebiet Babyloniens hinaus angedeutet, wie sie sich für diese Disziplin immer mehr und mehr ergibt. Denn Urkunden in Keilschrift werden fast im ganzen vorderasiatischen Raume gefunden, von Kleinasien bis nach Ägypten, von der syrisch-phönizischen Küste des Mittelmeers bis zu den Gebirgsgegenden des Iran. Wenn wir ferner die sonst auch übliche Bezeichnung «Assyriologie» vermeiden, so deshalb, weil die Forschung es längst nicht nur mit in assyrisch-babylonischer oder — wie man heute lieber sagt — akkadischer Sprache abgefassten Texten zu tun hat, sondern mit einer ganzen Reihe von Sprachen, die in Keilschrift geschrieben wurden.

So ist auch die erste gelungene Entzifferung eines Keilschrifttextes an einer weder in Babylonien gefundenen noch in akkadischer Sprache abgefassten Inschrift zustande gekommen. Im Jahre 1621 brachte der italienische Orientreisende Pietro della Valle einige Proben dieser seltsamen Schrift aus den Ruinen von Persepolis mit, die er an das Kirchemuseum in Rom sandte, wo sie sich heute noch befinden. Hatte er den Schriftcharakter der merkwürdigen Zeichen wie auch ihre Rechtsläufigkeit erkannt, so war doch an eine Entzifferung angesichts des spärlichen Materials nicht zu denken. Als dann 1674 der Franzose Jean Chardin eine am gleichen Fundort entdeckte vollständige Inschrift veröffentlichte, stellte man fest, dass alle Zeichen dieser Schrift aus den gleichen Elementen, nämlich aus Keilen und Winkelhaken bestanden, und man fing an, von *écriture cunéiforme* oder Keilschrift zu reden. Es wurde aber noch lange darüber gestritten, ob es sich tatsächlich um Schrift oder um blosse Verzierungen handle. Bei den meisten Ausgrabungen im Orient, die in der Folgezeit in Gang kamen, schenkte man denn auch den Keilschriftdenkmälern keine weitere Aufmerksamkeit.

Wie die Entzifferung der Hieroglyphen ihren Ausgangspunkt von einer Bilingue, dem bei Napoleons Ägyptenfeldzug entdeckten Stein von Rosette, nahm, der den gleichen Text griechisch und ägyptisch enthielt, so ermöglichten hier einige dreisprachige, ebenfalls aus Persepolis stammende Inschriften die erste erfolgreiche

Deutung. Nur war die Aufgabe wesentlich schwieriger, da keine der drei Versionen in einer bekannten Schrift abgefasst war, sondern alle in der rätselhaften Keilschrift. Dass es sich aber um die Wiedergabe *eines* Textes in drei Schriftarten handelt, fand Carsten Niehbur, der 1765 Persepolis besucht hatte, heraus. Dabei fiel auf, dass die erste Schriftart am einfachsten und die zweite und dritte fortschreitend komplizierter und zeichenreicher waren.

Weitere Fortschritte bedeutete es, als man bemerkte, dass in den Inschriften der ersten Gattung ein schräg nach rechts unten gerichteter Keil als Worttrenner diene, ferner, dass die drei Schriften auch drei verschiedene Sprachen darstellten, dass die Inschriften von den persischen Achämenidenkönigen stammten und in der ersten Gattung eine regelmässig wiederkehrende Zeichen-*gruppe* «König» bzw. «König der Könige» bedeuten müsse. Auf dem Boden dieser Erkenntnisse gelang es nun Georg Friedrich Grotefend in einer der Göttingischen Gelehrten Gesellschaft 1802 vorgelegten Abhandlung, die erste in der Hauptsache richtige Entzifferung zu liefern, indem er die Namen der Könige Darius und Xerxes und den des Hystaspes, Darius' Vater, zu bestimmen vermochte. Die Sprache der ersten Schriftgattung musste, so schloss Grotefend ebenfalls richtig, dem altiranischen Zend, der Sprache des Avesta, nahe verwandt sein. Die Schrift selbst erwies sich ihm als eine Buchstabenschrift von etwa 40 verschiedenen Zeichen.

Wenn auch im einzelnen die Grotefendsche Arbeit noch manche Verbesserung und Richtigstellung erfahren musste, so bewährten sich doch seine grundlegenden Thesen. Aber diese altpersische Schrift stellt nur einen späten Seitentrieb der Keilschrift dar, und die umwälzende Bedeutung der Keilschriftforschung trat erst zutage, als es auch gelang, die beiden andern Schriftarten von Persepolis, vor allem die dritte, zu entziffern. So viel wusste man schon, dass es sich dabei nicht um Buchstaben-, sondern um Silbenschrift handeln musste, wofür schon die grosse Zahl der verwendeten Zeichen sprach. Ebenso hatte Grotefend erkannt, dass die Eigennamen durch einen davor stehenden senkrechten Keil bezeichnet wurden.

Inzwischen wurde aber eine Keilinschrift bekannt, die bedeutend umfangreicher als die von Persepolis war. Der englische Kolonialoffizier Henry Rawlinson fand im Jahre 1835 an einer nahe beim Dorfe Bisutün östlich von Kirmanschah aufragenden Felswand eine in der Höhe von 120 m angebrachte Inschrift

Darius' I., die er unter Lebensgefahr an dieser exponierten Stelle kopierte und später mit Übersetzung herausgab. 400 Zeilen umfassend, bot sie nun ein viel reicheres Material als die bisher bekannten Texte, mit denen sie die Dreisprachigkeit gemein hatte. Es gelang dann auch, den zweiten, syllabisch geschriebenen Teil zu entziffern; die Sprache desselben wurde schliesslich als die der Elamiter erkannt.

Die Inschrift von Bisutūn ist übrigens später noch einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt, als sich unter den auf der Nilinsel Elephantine entdeckten Papyri eine aramäische Übersetzung davon fand; unter der Achämenidenherrschaft wurde nämlich für die westliche Hälfte des Perserreiches eine dem aus den Büchern Daniel und Esra bekannten Biblisch-Aramäischen ganz nah verwandten Sprache als offizielle Verkehrssprache verwendet, und in ihr liess Darius den Text seiner Inschrift, die an ihrem Standort der grossen Höhe wegen gar nicht lesbar ist, in seinem Reich verbreiten, so dass Exemplare davon bis nach Ägypten gelangten.

In der Folgezeit wandte sich das Interesse aber immer mehr der dritten Keilschriftgattung zu; denn es ergab sich, dass die bei den jetzt in Schwung kommenden Ausgrabungen auf mesopotamischem Boden gefundenen Denkmäler dieselbe Schrift aufwiesen, und die Gewissheit wurde immer grösser, dass man es hier mit Schrift und Sprache der alten Babylonier und Assyrer zu tun hatte. Den Bemühungen des auch um die Hieroglyphenforschung verdienten irischen Geistlichen Edward Hincks, des schon genannten Rawlinson, Julius Opperts und anderer gelang es in zäher Geduldsarbeit, auch diese Schriftart, die schwierigste von den dreien, zu meistern, so dass man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Lage war, derartige Texte zu übersetzen.

Was die Sprache der babylonischen Inschriften betrifft, so kam man ziemlich bald zu der Erkenntnis, dass sie semitisch war, also mit dem Hebräischen, Aramäischen, Syrischen, Arabischen, Äthiopischen usw. verwandt. Zunächst mussten nun die bekannten semitischen Sprachen, vor allem das Hebräische, dazu dienen, die neu gefundene Sprache zu erklären. Diese sprachvergleichende Arbeit wurde dadurch erleichtert, dass die Verwandtschaft innerhalb der semitischen Sprachfamilie viel enger ist als etwa in der indogermanischen und dass die Bedeutung einer Wurzel an ihrem Konsonantengerippe haftet, das zumeist aus drei

Mitlautern, den sogenannten Radikalen, besteht. Dieses Wortskelett erleidet von der einen zur andern semitischen Sprache nur wenige, gewöhnlich leicht zu erkennende Veränderungen. Wenn also z. B. hebräisch rākab, aramäisch r^ekeb, arabisch rakiba «fahren, reiten» bedeuten, so ergibt sich daraus ohne weiteres auch die Bedeutung des babylonisch-assyrischen rakābu. Oder das Nomen birku liess sich nach hebräisch bēṛēk, aramäisch burkā, äthiopisch berk leicht als «Knie» bestimmen. Für hebräisch lāšōn, aramäisch leššānā, arabisch lisān «Zunge» fand sich als babylonisches Äquivalent die Form lišānu. Natürlich liegen die Dinge nicht immer so einfach wie in den angeführten Beispielen, da sich längst nicht in jedem Fall so schöne Entsprechungen finden. Die Bedeutung einer Wurzel kann sich von Sprache zu Sprache verschieben, oder die Wurzel findet sich überhaupt nicht anderswo. Viele Wörter des Babylonisch-Assyrischen oder Akkadischen, um die jetzt allgemein angenommene Bezeichnung zu gebrauchen, stammen überdies aus einer nichtsemitischen Sprache, von der wir noch zu reden haben werden. Ferner sind die lautlichen Verschiebungen zu berücksichtigen, die im Akkadischen gegenüber dem Ursemitischen auftreten. Im Gesamtcharakter unterscheidet sich das Akkadische recht deutlich von den verwandten Sprachen, da es sich als erste vom Ursemitischen getrennt hat und infolgedessen eine Reihe von anderswo verschwundenen Altertümlichkeiten aufweist, andererseits aber auch in der Weiterentwicklung seine eigenen Wege gegangen ist. An Lebendigkeit, Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit steht es z. B. dem Hebräischen gegenüber weit zurück und zeigt eher einen starren und formelhaften Charakter.

Nach dieser kurzen Andeutung der Eigenart der Sprache der Babylonier und Assyrer ist es am Platz, auch einiges zur Charakterisierung des Schriftsystems zu sagen, da man erst so die gewaltigen Schwierigkeiten bei seiner Entzifferung ermessen kann, die füglich zu den glänzendsten wissenschaftlichen Leistungen überhaupt gerechnet werden darf.

Die Keilschrift hat ihren Namen von den Elementen erhalten, aus denen sich die einzelnen zum Teil recht komplizierten Zeichen zusammensetzen. Es sind dies der Keil, entweder der senkrecht nach unten oder waagrecht nach rechts gerichtete oder der schräge, nach rechts unten oder rechts oben weisende, und dazu der Winkelhaken, einer nach links schauenden Pfeilspitze ohne Schaft zu ver-

gleichen. In ihrer letzten Entwicklungsstufe, wie sie die überwiegende Mehrzahl der Inschriften aufweisen, werden, offenbar aus Bequemlichkeitsgründen, nur die genannten Stellungen der Keile verwendet, also nie etwa ein senkrecht nach oben oder schräg nach links gerichteter Keil. Die Keilform erklärt sich aus der Schreibtechnik, wo beim Eindrücken des dreikantigen Griffels in den weichen Ton eben diese keil- oder nagelartigen Eingrabungen entstehen. Diese Zeichenform wurde dann aber auch dort angewandt, wo sie nicht materialbedingt ist, wie z. B. beim Schreiben auf hartem Stein.

Da die einzelnen Zeichen oft aus zehn und mehr dieser Elemente bestehen, so ergeben sich natürlich unzählige Variationsmöglichkeiten. Tatsächlich kennt man über 1000 verschiedene Zeichen, von denen allerdings eine grosse Zahl nur wenig im Gebrauch waren. Eine Eigenart dieser Schrift ist nämlich die, dass man den gleichen Wortlaut auf verhältnismässig einfache wie auch auf sehr komplizierte Art schreiben kann; viele Schreiber setzten offenbar ihren Stolz darauf, gerade möglichst komplizierte und seltene Schreibungen zu verwenden. Die einfachste ist die syllabische Schreibweise, bei der jedes Zeichen eine Silbe bezeichnet, und zwar entweder eine einfache, d. h. nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehende wie ba, zu, an, ut; oder eine zusammengesetzte, d. h. aus zwei Konsonanten mit dazwischen stehendem Vokal bestehende, z. B. dil, muk, bal. Schon hier ergeben sich zwei Möglichkeiten; anstatt die Silbe bal mit dem einen dafür bestehenden Zeichen zu schreiben, kann man auch die beiden Zeichen ba + al verwenden, wobei der Vokal dann nur einmal gelesen wird. Dieser rein phonetischen Schreibweise steht nun aber die ideographische gegenüber, bei der das Zeichen zum Ausdruck für ein ganzes Wort gebraucht wird; das Zeichen an kann auch ilu «Gott» bedeuten; das Silbenzeichen er bedeutet, als Ideogramm verwendet, ālu «Stadt». Eine Anzahl von Ideogrammen dient auch als Determinativ, indem sie Wörtern und Namen vor bzw. nachgestellt werden, um sie als einer bestimmten Gattung zugehörig zu bezeichnen, ohne dass das Determinativ selbst gelesen wird: ein senkrechter Keil z. B. steht vor männlichen Personennamen; das Zeichen an vor Götternamen; das Zeichen ki (nachgestellt) ist Determinativ für Städtenamen. Die Ideogramme werden oft noch durch ein sogenanntes phonetisches Komplement ergänzt, das dazu dienen kann, bei mehrdeutigen

Zeichen auf die beabsichtigte Lesung hinzuweisen. So kann das eine Zeichen an sowohl Ideogramm für *ilu* «Gott» als für *šamē* «Himmel» sein; findet sich dahinter das Komplement *lu*, so zeigt dies an, dass *ilu* gemeint ist, findet sich aber *e* dahinter, so ist *šamē* zu lesen. Es ist aber wohl zu beachten, dass solche Komplemente nur hier und da gebraucht werden, so dass in sehr vielen Fällen nur der Zusammenhang entscheidet, welche Lesung richtig ist.

Ein Umstand, der die Entzifferung bedeutend erschwert, ist die Polyphonie, die Mehrdeutigkeit der meisten Zeichen. Wie wir schon gesehen haben, kann das gleiche Zeichen sowohl rein phonetisch die Silbe an bezeichnen als auch als Ideogramm verwendet entweder «Gott» oder «Himmel» bedeuten. Ein Zeichen kann aber auch schon mehrere Silbenwerte haben, zu denen dann erst noch die ideographischen kommen; das eine und selbe Zeichen kann syllabisch auch *šat*, *kur*, *lat*, *nat*, *kin* gelesen werden oder dann als Sinnzeichen *mātu* «Land», *šadū* «Berg», *kašādu* «erobern» heissen; ausserdem dient es noch als Determinativ vor Namen von Ländern und Bergen. Umgekehrt gibt es für manche Silbenwerte mehrere Zeichen, so z. B. vier verschiedene für *ša*.

Als weiteres erschwerendes Moment kommt noch dazu, dass die Keilschrift auch ihre Entwicklung durchgemacht hat, die wiederum auf assyrischem und babylonischem Boden zu recht abweichenden Endresultaten geführt hat. Ein babylonischer Text aus der Hammurabizeit um 2000 v. Chr. weist ganz andere Zeichenformen auf als ein neuassyrischer aus dem 8. Jahrhundert.

Alle diese Umstände machen es verständlich, dass das Lesen eines Keilschrifttextes noch heute, da uns vorzügliche Hilfsmittel zur Verfügung stehen, keine leichte Sache ist. Welche Anforderungen wurden aber erst an den Scharfsinn und die Geduld der ersten Entzifferer gestellt, zumal man ihren Ergebnissen überall mit stärkster Skepsis begegnete! Wie sollte man z. B. erklären, dass der Name der Stadt Babel mit der Zeichenfolge *ka-an-ra-ki* geschrieben war oder der Name König Nebukadnezars *an-ak-ša-du-šiš*?

Volles Licht in diese Rätsel brachte erst die Entdeckung des Sumerischen durch Rawlinson im Jahre 1852. In Šumer, wie in den Keilschrifttexten der südliche Teil Babyloniens heisst, wohnte seit unbestimmbarer Zeit ein Volk, das bereits Träger einer hochentwickelten Kultur war, als in Nordbabylonien oder Akkad die semitisch sprechenden Babylonier — nach unserer Kenntnis etwa

zu Anfang des 3. Jahrtausends — in Erscheinung zu treten begannen. Diese Sumerer sind nun offenbar auch die Erfinder der Keilschrift, die sie natürlich nach den Bedürfnissen ihrer eigenen Sprache gestalteten. Als dann allmählich Akkad das politische Übergewicht bekam, fasste wohl die semitische Sprache der Akkader im ganzen südlichen Mesopotamien Fuss, aber die Schrift wurde nebst vielen andern Kulturgütern von den Sumerern übernommen. Die sumerische Sprache wurde zwar im Alltagsleben verdrängt, aber sie erhielt sich noch lange als «heilige Sprache», als eine Art Kirchen- und Gelehrtenlatein.

Anfänglich wurde auch diese Entdeckung mit beträchtlicher Skepsis aufgenommen; so wurde etwa die Meinung vertreten, die sumerische Sprache sei nur eine Fiktion, eine Erfindung der babylonischen Priester und nie wirklich gesprochen worden. Über diese Zweifel sind wir jetzt längst hinaus, und wenn auch z. B. die sumerische Grammatik noch längst nicht in allen Teilen erforscht ist, so ist man doch hinlänglich orientiert, um sumerische Texte verstehen zu können. Der Fragen sind allerdings noch genug. Vor allem hat man bis jetzt noch keine Verwandtschaft des Sumerischen mit irgendeiner bekannten Sprache mit Sicherheit feststellen können. Die Türken der Aera Kemäl Atatürks allerdings wollen in dem Bestreben, ihre nationale Eigenständigkeit zu betonen und sich von dem jahrhundertlang alles beherrschenden arabisch-persischen Kultureinfluss zu emanzipieren, die Sumerer als ihre Ahnen für sich in Anspruch nehmen. Sie stützen sich dabei, was die sprachlichen Argumente betrifft, u. a. auf gewisse Ähnlichkeiten bei den Zahlwörtern und darauf, dass das echt türkische Wort für «Gott», das infolge der Annahme des Islam durch das arabische Allah verdrängt worden war, im sumerischen dingir seine Entsprechung habe. Aber der Beweisstücke sind bis jetzt allzu wenige, als dass sich damit eine Verwandtschaft behaupten und der Anspruch der modernen Türken begründen liesse, von dem ältesten Kulturvolk der Erde abzustammen.

Da nun also die Keilschrift zunächst für das Sumerische geschaffen war, so ergibt sich eine erste Schicht von Zeichenwerten sumerischer Herkunft, über die sich dann eine zweite, aus dem Akkadischen hergeleitete, lagert. Ein in seiner ursprünglichen Gestalt sternförmiges Zeichen bedeutet «Himmel» = sumerisch an und dann übertragen «Gott» dingir; von der erstern Bedeutung hat es den Silbenwert an mit ins Akkadische übernommen, wo

es dann aber als Ideogramm für «Himmel» und «Gott» šamū resp. ilu gelesen wird. Das Zeichen für «Gebirge» oder auch «Land» hat vom Sumerischen den Silbenwert kur mitgebracht, erhält nun aber vom Akkadischen šadū «Gebirge» und mātu «Land» die weitem Silbenwerte šad und mat. Das Sumerische lässt uns nun auch eine Schreibung wie ka-an-ra-ki für die Stadt Babel verstehen. Das letzte Zeichen ki kennen wir als Determinativ für Städtenamen; es scheidet daher für die Aussprache aus. Das Zeichen an kann, wie wir sahen, auch dingir gelesen werden. Es ergibt sich so als sumerische Lesung ka-dingir-ra, was bedeutet «Tor Gottes»; ins Akkadische übersetzt heisst das aber Bāb-ili, das ist eben der Name der Stadt Babylon.

Das lange währende Nebeneinander der beiden Landessprachen brachte eine umfangreiche philologische Literatur hervor, die für die Erforschung des Sumerischen, aber auch des Akkadischen, von grossem Werte ist. Am wichtigsten sind die sogenannten Syllabare, ausgedehnte Listen, welche die Keilschriftzeichen mit ihren verschiedenen sumerischen und akkadischen Lautwerten anführen. Dazu kommen Listen von Synonymen oder von Wörtern, die einem bestimmten Gebiet angehören, wie juristische Ausdrücke oder Pflanzennamen. Es ist das Verdienst Julius Opperts, diese und andere Erzeugnisse der philologischen Arbeit der alten Babylonier für die Keilschriftforschung erschlossen zu haben.

Seitdem Funde von Tafeln mit archaischer Schrift bekannt geworden sind, ist uns auch ein Blick in die Entstehung der Keilschrift gegeben. Wie diese ältesten Schriftdokumente deutlich zeigen, steht auch hier, wie bei den Hieroglyphen, eine Bilderschrift am Anfang. Da diese aber nur ganz konkrete und leicht abzubildende Gegenstände darstellen kann, so wurde bald durch die Anwendung verschiedener Hilfsmittel der Übergang zur Begriffsschrift gefunden. Das Bild eines Sterns wurde für Himmel und dann auch für den Himmelsbewohner, den Gott, genommen; der Fuss drückt den Begriff «gehen» aus. Zwei Zeichen werden zu einem neuen miteinander verbunden: Mund und Brot ergibt «essen», Mund und Wasser «trinken», Wasser und Stern = Himmel bedeutet «regnen». Besonders nahe lagen solche Zeichenverbindungen in Fällen, wo auch das betreffende Wort ein Kompositum ist; so setzt sich das sumerische Wort für «König», lugal, aus lu «Mensch» und gal «gross» zusammen; entsprechend wird das

Ideogramm für «König» aus den Zeichen lu + gal kombiniert; der Babylonier setzt dann für das sumerische Wort das akkadische ein und liest šarru, welches Wort dem hebräischen šar entspricht. ē «Haus» + gal ergibt ēgal «grosses Haus», das ist Palast oder Tempel; hier ist das sumerische Wort als Lehnwort in der Form ēkallu ins Akkadische übergegangen und von dort sogar ins Hebräische, wo wir es als hēkāl antreffen. — Ein weiteres Hilfsmittel der Differenzierung waren die von den Babyloniern sogenannten gunu-Zeichen, die dadurch entstanden, dass man ein Bild an bestimmter Stelle mit Strichen versah; ein am Kinn angestrichener Kopf bedeutet «Mund»; ein Fuss mit vier Strichen «Fundament»; das Gunu-Zeichen des Fisches, des Sinnbilds grosser Fruchtbarkeit, heisst «sich ausdehnen, sich vermehren».

Mit der fortschreitenden Stilisierung und Vereinfachung der Zeichen verloren diese immer mehr ihren Bildcharakter, und im entwickelten Schrifttypus mit seiner Normierung der zur Verwendung kommenden Elemente ist die Bildgrundlage überhaupt nicht mehr zu erkennen. Dies wird auch immer unwichtiger, je mehr die ideographische zur phonetischen Schrift wird. Es ist aber andererseits gerade das Charakteristikum der Keilschrift, dass sie den völligen Übergang zur phonetischen Schreibweise nie vollzogen hat, obwohl die Möglichkeit dazu gegeben war. Die Vereinfachung wie auch die Eindeutigkeit der Schrift scheint dem babylonischen Schreiber weniger am Herzen gelegen zu haben als das artistische Interesse, das er gerade an den verschiedenen und oft komplizierten Schreibmöglichkeiten fand.

Ebenso bezeichnend ist es, dass auf babylonisch-assyrischem Boden der Übergang von der Silben- zur Buchstabenschrift nicht gefunden wurde. Nur ganz am Rand der keilschriftlichen Entwicklung tauchen alphabetische Schriften auf, einerseits ganz im Osten die altperische Keilschrift der Achämenidenzeit, die in der Entzifferungsgeschichte eine so wichtige Rolle spielte, und andererseits ganz im Westen, im Alphabet von Ras-Schamra, worüber nachher noch zu reden sein wird. An beiden Orten scheint es sich übrigens nicht um eine selbständige Entwicklung aus der Silbenschrift heraus (die an sich ganz gut denkbar wäre) zu handeln, sondern um die Übernahme des alphabetischen Prinzips von andern Schriften, wobei nur Schreibtechnik und äussere Gestaltung der Schriftzeichen der Keilschrift entstammten.

Die bisherigen Ausführungen haben Ihnen, werte Zuhörer, einen Einblick in die mühselige und minutiöse Arbeit, die zur Entzifferung der Keilschrifttexte nötig war, wie auch in die Eigenart dieser Schrift und die dadurch bedingten Schwierigkeiten ihrer Lesung gegeben. Vor allem diesen letztern Punkt muss man sich stets vor Augen halten, wo es um die Auswertung des überreichen Materials geht. In der Übersetzung, ja manchmal schon in der Transkription eines Keilschrifttextes liest sich eben manches viel glatter als im Original, und die Unsicherheiten der Lesung und Deutung, die oft noch erhöht werden durch den mangelhaften Erhaltungszustand der Tontafeln, kommen dabei oft viel zu wenig zur Geltung. Trotzdem ist aber die Fülle der gesicherten Resultate so gross, dass die Bedeutung dieses Forschungsgebietes für die alttestamentliche Wissenschaft nicht mehr in Frage stehen kann.

Die Anfänge der Keilschriftforschung standen allerdings noch in gar keiner Beziehung zum AT. Es handelte sich zunächst um eine rein philologische Angelegenheit, an der auch nur ein enger Kreis von Fachgelehrten beteiligt war. Der Ausgangspunkt, jene Inschriften von Persepolis, war ja auch keineswegs geeignet, das Interesse der Alttestamentler zu erwecken. Erst als man die babylonisch-assyrischen Texte zu verstehen begann, ergab sich die erste Berührung der beiden Gebiete, allerdings zuerst fast nur auf sprachlichem Boden. Denn sobald man den semitischen Charakter jener Sprache erkannt hatte, lag es nahe, das Hebräische zu ihrer Erklärung heranzuziehen. Ja, man beschränkte sich dabei sogar anfänglich nur zu sehr auf das Hebräische und lernte erst allmählich auch die andern semitischen Sprachen für das Verständnis des Akkadischen nutzbar machen.

Je tiefer man aber in seine Kenntnis eindrang, desto deutlicher begann nun das Verhältnis sich umzukehren. Die hebräische und überhaupt die semitische Sprachwissenschaft wurde immer mehr der empfangende Teil, auf sprachgeschichtlichem wie auf lexikalischem Gebiet. Es kam sogar zu einer gefährlichen Überschätzung der Bedeutung des Akkadischen als Hilfsmittel zum Studium des Hebräischen, so dass der Strassburger Orientalist Theodor Nöldeke in seiner Besprechung von Friedrich Delitzschs «Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs zum AT» nachdrücklich vor einer solchen Einseitigkeit warnen musste und selbst der Assyriologe Bezold sich veranlasst sah, zu betonen, «dass ein wirklich nutzbringendes Studium der semi-

tischen Sprachen stets vom Arabischen auszugehen» habe, ohne dessen eingehende Kenntnis «weder der Assyriologe dem Hebraisten, noch dieser dem Keilschriftforscher ein verlässiger Führer sein» könne.

Die Bedeutung des Akkadischen für das Verständnis des alttestamentlichen Textes bleibt trotz dieser Einschränkung gross genug. Es braucht nur auf die grosse Zahl von akkadischen Lehnwörtern im Biblisch-Hebräischen hingewiesen zu werden, abgesehen von den eigentlichen Fremdwörtern und assyrischen oder babylonischen Eigennamen. Um kurz bei den letztern zu verweilen, so sind uns nun z. B. die so seltsam anmutenden Namen der Könige Assurs und Babels verständlich geworden. Den berühmten Nebukadnezar, den Eroberer Jerusalems, kennen wir jetzt aus den Keilschrifttexten als Nabū-kudurri-ušur; der Name bedeutet: «Nebo, beschütze mein Gebiet». Nun erkennen wir auch, dass die von den Büchern Jeremia und Ezechiel gebotene Form Nebukadrezzar mit r! und die ihr entsprechende griechische Form *Ναβοκοδρῶσορος* bei Strabo und Josephus die bessere ist. Gleichzeitig sehen wir aber auch, dass die masoretische Vokalisierung dieser Namen zu einer Zeit entstanden sein muss, da man die richtige Namensform nicht mehr kannte. An der einen Stelle Jer. 49, 28 deutet der Konsonantentext den u-Laut der letzten Silbe richtig an; aber die Masoreten sahen darin fälschlicherweise einen Fehler und verlangten auch hier die Lesung mit a. — Tiglat-Pileser, der grosse assyrische Erobererkönig des 8. Jahrhunderts, gibt sich als Tukulti-apil-Ešarra zu erkennen, welcher Name heisst: «Meine Hilfe ist der Sohn Ešarras», das ist der Gott Ninib oder Ninurta. Die keilschriftlichen Quellen belehren uns auch, dass der in 2. Kön. 15, 19 erwähnte Pül mit Tiglat-Pileser identisch ist; nachdem er sich nämlich im Jahre 729 zum König von Babel gemacht hatte, trug er neben seinem assyrischen den babylonischen Thronnamen Pūlu, ähnlich wie etwa in unserm Jahrhundert der dänische Prinz Karl, als er den Königsthron Norwegens bestieg, den traditionsreichen norwegischen Namen Haakon annahm.

Wie sehr der babylonische Einfluss seit dem Exil auch auf sprachlichem Gebiete zunahm, zeigen uns u. a. die noch heute gebräuchlichen jüdischen Monatsnamen, die sämtlich dem babylonischen Kalender entnommen sind. Hiess der Monat, in dem das Passahfest gefeiert wird, vor dem Exil Abīb, so wurde jetzt der babylonische Name Nisān übernommen. Ja, sogar bis in die Zahl-

wörter hinein drangen akkadische Elemente: das rein hebräische Wort für «elf», 'ahad 'āsār, wurde immer mehr durch die Form 'aštē 'āsār verdrängt, deren erster Bestandteil lange Zeit rätselhaft geblieben war, bis man ihn in dem akkadischen ištēn = «eins» wiederfand.

Als Beispiel einer dunkeln Bibelstelle, auf die vom Akkadischen her Licht gefallen ist, mag etwa Am. 5, 26 dienen. Dort lesen wir in der Lutherbibel den recht wenig verständlichen Text: «Ihr truget den Sikkuth, euren König, und Chiun, euer Bild, den Stern eurer Götter, welche ihr euch selbst gemacht hattet.» Auch die Vulgata lässt uns nicht viel klüger werden, wenn sie sagt: «Portastis tabernaculum Moloch vestro, et imaginem idolorum vestrorum, sidus Dei vestri, quae fecistis vobis» — «Ihr truget die Hütte eurem Moloch und das Bild eurer Götzen, das Gestirn eures Gottes, welche ihr euch gemacht habt.» Nun sind aber Sakkut und Kaimānu im Babylonischen Namen des Gottes Ninib und seines Sterns Saturn, und mit geringer Textänderung übersetzen wir jetzt: «Habt ihr den Sakkut, euren König, und den Kaiwān, den Stern eures Gottes, eure Bilder, die ihr euch gemacht habt, getragen?» Die Worte erweisen sich damit als gegen den aus Babylonien eingedrungenen Dienst der Gestirngötter gerichtet.

Die gewaltige Vermehrung des Inschriftenmaterials, die die Ausgrabungen in rascher Folge zeitigten, bot nun aber über das Sprachliche hinaus immer überraschendere Einblicke in das Leben und Denken eines grossen Kulturvolkes, von dem man bis dahin nur aus Quellen zweiter Ordnung Kenntnis hatte, aus den Notizen, die das AT enthält, und aus den Berichten griechischer Autoren, vor allem Herodot und Berossus. Eine ganze versunkene Welt stieg aus den Ruinenhügeln Mesopotamiens auf. Dem Laien, der die vorderasiatische Abteilung eines der grossen Museen besucht, machen allerdings die imposanten Monumentalfiguren und die Steinreliefs mit ihren merkwürdigen Darstellungen den grössten Eindruck. Aber nicht diesen ins Auge fallenden Fundgegenständen verdanken wir in erster Linie die Kenntnis der babylonisch-assyrischen Welt, sondern den Tausenden von unscheinbaren Tontafeln, die die Museen von London, Paris, Berlin, Chicago usw. bergen.

Die grösste Ausbeute brachten schon in der Anfangszeit der Assyriologie die von dem englischen Staatsmann und Altertums-

forscher Sir Austen Henry Layard 1847 begonnenen und bis in unsre Zeit fortgesetzten Ausgrabungen in Ninive, der Hauptstadt des neuassyrischen Reiches seit Sanherib. Hier fand man die grosse Keilschriftbibliothek, die Assurbanipal um die Mitte des 7. Jahrhunderts angelegt hatte. Dieser königliche Bibliophile aus alter Zeit hatte in der Tat eine grosse Tontafelnbücherei zusammengebracht, indem er eine ganze Anzahl von Gelehrten und Schreibern anstellte, die ihm alles zutragen mussten, was nur zu erreichen war. Einem seiner Beamten, den er zu diesem Zweck nach Babylonien gesandt hatte, gab er u. a. die folgenden Instruktionen: «Die kostbaren Tafeln, deren Abschriften in Assyrien nicht vorhanden sind, sucht und bringt sie mir! Jetzt habe ich an den Tempelvorsteher und den Bürgermeister von Borsippa geschrieben, du, Schadunu, sollst die Tafeln in deinem Vorrats-hause verwahren, und niemand soll dir Tafeln vorenthalten. Wenn ihr von irgendeiner Tafel oder von einem Ritualtext findet, dass er für den Palast passend ist, so suchet, nehmt und sendet ihn her!»

Die Schätze dieser wiedergefundenen Bibliothek kamen zum grössten Teil ins Britische Museum nach London. Sie enthalten besonders poetische Texte und solche der Beschwörungs-, Omen- und Ritualwissenschaft; aber auch andere Gebiete wie Philologie, Philosophie, Astronomie und Medizin sind reichlich vertreten.

Je weiter die Publikation dieses fast unerschöpflichen Materials fortschritt, desto mehr begann man nun auch einzusehen, welch wichtige Hilfsmittel für die alttestamentliche Wissenschaft sich hier darboten. Es brauchte zwar längere Zeit, bis die Zusammenarbeit zwischen Assyriologie und alttestamentlicher Wissenschaft richtig in Gang kam, einerseits wegen der schon angedeuteten skeptischen Haltung weiter Kreise gegenüber den Resultaten der Keilschriftforschung, andererseits auch, weil diese Wissenschaft allzu lange von ihren Vertretern als eine Art Geheimdisziplin behandelt wurde und auch gar oft in gewagten Kombinationen und fragwürdigen Hypothesen beträchtlich übers Ziel geschossen wurde. Grundlegend wurde dann aber das 1872 zum erstenmal erschienene Werk des auch einige Jahre in Zürich tätig gewesenen Theologieprofessors Eberhard Schrader: «Die Keilschriften und das Alte Testament.» Seither hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass niemand mehr auf dem Gebiet des AT ernsthaft arbeiten kann, ohne dass er sich wenigstens in einem gewissen Masse mit der assyriologischen Forschung vertraut gemacht hat.

Es ist nun in der mir noch zur Verfügung stehenden Zeit völlig ausgeschlossen, mehr als einige besonders wichtige Beispiele aus dem Ertrag der Keilschriftforschung für die alttestamentliche Wissenschaft anzuführen. Da wäre einmal von der Chronologie zu reden, die ja für so viele Gebiete der alten Geschichte ein recht dornenreiches Gefilde ist. Wir haben zwar im AT wenigstens für die Zeit der getrennten Reiche seit dem Tode König Salomos eine im allgemeinen ziemlich zuverlässige relative Chronologie in den Königsbüchern, wo die Regierungsjahre der Könige Israels und Judas nicht nur in ihrer Abfolge aneinandergereiht, sondern auch in ihrem gegenseitigen zeitlichen Verhältnis miteinander in Beziehung gebracht sind, so dass ein durchlaufender Synchronismus entsteht. Aber es fehlte die Möglichkeit einer genauen absoluten Datierung.

Andrerseits lieferten uns die Keilschriftdokumente eine beträchtliche Anzahl chronologischer Quellen, z. B. synchronistische Listen der assyrischen und babylonischen Könige und die Eponymencanones, d. h. Verzeichnisse der Amtsjahre der hohen Würdenträger, nach denen, ähnlich wie in Rom nach den Konsuln, die Jahre einer Königsregierung bezeichnet wurden, so dass auch hier die relative Chronologie weithin feststeht. Anhand gewisser Ereignisse, die sowohl die Keilschrifttexte als das AT erwähnen, gelingt es nun, die Verbindung zwischen der alttestamentlichen Königschronologie und derjenigen der assyrischen und babylonischen Herrscher herzustellen. Solche Daten sind u. a. die Eroberung Samarias durch Sargon II. von Assur in seinem 1. Regierungsjahre oder die mit der Wirksamkeit des Propheten Jesaja in Verbindung stehende Belagerung Jerusalems durch Sanherib. Zur Gewinnung absoluter Daten musste aber auch die Astronomie das Ihrige beitragen. Einen wichtigen Angelpunkt bildet da die für die Zeit des assyrischen Königs Assur-Dan III. verzeichnete Sonnenfinsternis, welche auf den 15. Juni 763 berechnet ist. Von da an lassen sich vor- und rückwärts feste Datierungen aufstellen, so dass z. B. die erwähnte Belagerung Jerusalems auf das Jahr 701 und der Fall Samarias auf 721 festgelegt ist.

Ganz bedeutende Förderung erfuhr auch die geographische Kenntnis des alten Orients. So manche Namen der Bibel, die früher eben nichts als Namen gewesen waren, begegnen uns in den Keilschrifttexten und werden zu deutlich fassbaren Begriffen; z. B. das 2. Kön. 19, 12 u. a. erwähnte 'eden (nicht zu verwechseln

mit 'ēden, dem hebräischen Namen des Paradieses) kennen wir nun unter dem Namen Bit-Adini als einen Staat am mittleren Euphrat; Kalno oder Kalne (Am. 6, 9 und Jes. 10, 9) erscheint in assyrischen Texten als Kullāni, Hadrāch (Sach. 9, 1) als Chatarikka, beides Hauptstädte von syrischen Staaten, die dann dem Assyrerreich einverleibt wurden. Wenn es in der bekannten Völkertafel Gen. c. 10 heisst, dass der Anfang von Nimrods Reich «Babel, Erech, Akkad und Kalne im Lande Sinear» gewesen sei, so sind uns nun neben Babel auch Erech = babylonisches Uruk und Akkad zu greifbaren Grössen geworden. Ersteres ist die Stadt des Sagenhelden Gilgameš, südöstlich von Babylon, mit dem Haupttempel der Göttin Ištar, seit 1913 ausgegraben, wobei die bis ins 4. Jahrtausend hinaufreichende sogenannte Uruk-Kultur entdeckt wurde. Die Stadt Akkad aber war der Mittelpunkt des ersten semitischen Reichs, im 27. Jahrhundert v. Chr. von Sargon I. begründet; nach ihr nannte man dann ganz Südbabylonien «das Land Akkad» und die semitische Sprache Babyloniens die akkadische. Noch nicht identifiziert ist Kalne, das jedenfalls nicht mit dem oben erwähnten in Syrien identisch sein kann. Hinter dem «Lande Sinear» vermutet man Šumer, aber feststehend ist dies noch nicht.

Eine Anzahl von Völkern lernen wir aber nicht nur aus ihrer Erwähnung in akkadischen Texten kennen, sondern aus ihren eigenen Schriftdokumenten, da der Gebrauch der Keilschrift, wie schon eingangs erwähnt, nicht auf ihre Erfinder, die Sumerer, und deren kulturelle Erben, die Babylonier und Assyrer, beschränkt blieb. So bedienten sich ihrer die im AT öfter erwähnten und auch aus ägyptischen Quellen bekannten Hethiter, die zwischen dem 19. und 13. Jahrhundert Kleinasien beherrschten und zeitweise bis weit nach Syrien und Mesopotamien vorstießen, so dass es schliesslich in der Schlacht bei Kadesch am Orontes 1308 v. Chr. zum Zusammenprall mit der ägyptischen Macht unter Ramses II. kam. Durch die von Hugo Winckler 1906 vorgenommenen äusserst ertragreichen Ausgrabungen von Boghasköi östlich von Ankara kennen wir auch die Sprache der Hethiter, die sich als die einer indogermanischen Herrenschrift erweist, welche sich die sogenannte «protochattische» eingesessene Bevölkerung, von der wir ebenfalls Sprachdenkmäler in Keilschrift besitzen, unterwarf.

Unter der Urbevölkerung Kanaans nennt das AT neben den Hethitern unter anderen auch die Horiter. Diese treten uns

als Churriter, zum Teil ebenfalls mit ihrer in Keilschrift geschriebenen, bis jetzt noch wenig erforschten eigenen Sprache, entgegen als ein Bevölkerungselement, das in Assyrien und darüber hinaus bis nach Kleinasien einerseits und Syrien andererseits im 2. Jahrtausend eine wichtige Rolle gespielt hat.

Aus der Sintflutgeschichte kennt jedes Kind das «Gebirge Ararat», wie es in der Lutherbibel heisst. In Wirklichkeit ist aber die Rede von den Bergen des Landes Ararat, das uns aus den Keilschrifttexten als Urartu wohlbekannt und mit dem spätern Armenien identisch ist. Die assyrischen Könige berichten uns öfter von ihren Kriegszügen in jene Gebirgsgegenden hinauf. Auch die Sprache der Urartäer ist uns in Keilinschriften erhalten; sie zeigt gewisse Berührungen mit dem Churrischen.

Besonders interessant wird es natürlich da, wo in keilschriftlichen Quellen, besonders babylonischen und assyrischen, Ereignisse aus der israelitischen Geschichte selbst erwähnt werden. Man muss nun nicht glauben, dass dies allzu häufig der Fall ist. Denn zwischen dem kleinen Kanaan und dem grossen Zweistromland liegt die weite syrische Wüste, und eine direkte Berührung kam erst zustande, als die Könige des neuassyrischen Reichs immer mehr gegen die Mittelmeerküste vorstiessen, vor allem seit Salmanassar III. im 9. Jahrhundert. Aber bei der grossen Ausdehnung der assyrischen Machtsphäre werden die Könige auf ihren Feldzügen auch jetzt nur dann und wann nach Palästina im Südwesten geführt, während sie dann wieder lange Zeit weit im Norden in den Nairiländern (in der Gegend des heutigen Wanses) oder im Osten an der Grenze Elams beschäftigt sind. Auch seitdem Israel und Juda dem assyrischen bzw. babylonischen Reich einverleibt sind, ist Palästina, obwohl als Durchgangsland nach Ägypten durchaus nicht ohne Bedeutung, doch eben *nur eine* der zahlreichen Provinzen dieser Grossreiche.

Immerhin verdanken wir den assyrischen und babylonischen Quellen eine Reihe von äusserst wertvollen Nachrichten zur israelitischen Geschichte. Man kann sagen, dass diese im grossen und ganzen eine Bestätigung der Berichte des AT geben. Wenn da und dort Divergenzen auftreten, so kommt das zum grossen Teil daher, dass man auf beiden Seiten die eigenen Erfolge in möglichst helles Licht rückt, Misserfolge aber zu verschleiern trachtet. Da gilt es dann, die beidseitigen Berichte gegeneinander abzuwägen und so den wahren Sachverhalt zu eruieren. Gänzlich verkehrt

wäre es, dabei den Keilschriftquellen stets den Vorrang zu geben, wenn man bedenkt, dass die assyrischen und babylonischen Königsinschriften zum Selbstruhm des Herrschers abgefasst sind und daher oft recht großsprecherisch lauten.

Ein recht instruktives Beispiel ist da die schon erwähnte Belagerung Jerusalems durch Sanherib im Jahre 701. Über sie berichtet einerseits das 2. Königsbuch, andererseits das sogenannte Taylorprisma, auf dem Sanherib seine Feldzüge verewigte. Hier wird geschildert, wie der Assyrer, nachdem er 46 feste Städte und zahllose andere Ortschaften Judas eingenommen, den König Chazakiau (d. h. Hiskia) in seiner Hauptstadt Ursalimmu (Jerusalem) «*Kimā iššūr kuppi* — wie einen Käfigvogel» eingeschlossen habe; Hiskia aber, niedergeworfen «von der Furcht vor dem Glanze seiner Herrschaft», habe sich ihm unterworfen und einen hohen Tribut geleistet. Der Bericht des Königsbuches, der auch ins Jesajabuch aufgenommen ist, erzählt in einer doppelten Version, wie Sanherib Hiskia zur Übergabe der Hauptstadt aufgefordert habe. Von Jesaja ermutigt, verweigert sie der König, und Sanherib, anstatt Jerusalem zu stürmen, zieht ganz überraschenderweise ab. Sicherlich ist nun so viel richtig, dass Hiskia dem Sanherib einen Tribut leistete, was übrigens durch eine andere Notiz im Königsbuch bestätigt wird. Andererseits aber scheint Sanherib doch etwas Entscheidendes zu verschweigen, nämlich, dass er Jerusalem eigentlich einnehmen wollte, aber dann aus irgendwelchen Gründen davon abstehen musste, sei es, weil er, nach der einen Version des alttestamentlichen Berichts, ein Gerücht über das Heranrücken eines äthiopischen Heeres vernahm, sei es, weil eine Pest in seinem Lager ausbrach; denn dies ist wohl gemeint, wenn es 2. Kön. 19, 35 heisst, dass der Engel Jahwes im Lager der Assyrer 185 000 Mann erschlagen habe. Es ist begreiflich, dass Sanherib diesen Misserfolg gerne verschwieg, andererseits aber der alttestamentliche Bericht vielleicht die Haltung Hiskias in etwas zu günstigem Lichte zeigt. Der religiös bestimmte Geschichtspragmatismus des AT aber zeigt sich darin, dass hier die Rettung Jerusalems wesentlich dem Eingreifen Gottes zugeschrieben wird.

Für die vorisraelitische Geschichte Palästinas von grösster Bedeutung sind die seit 1887 gemachten Funde von Tell-el-Amarna in Oberägypten. Wie kamen in Keilschrift beschriebene Tontafeln in das Land des Papyrus und der Hieroglyphen? Es han-

delte sich in der Tat um die diplomatische Korrespondenz ägyptischer Könige, vor allem des durch seine religiöse Reform bekannten Amenophis IV. oder Echnaton, mit den vorderasiatischen Fürsten. Damals wurde also im internationalen Verkehr die babylonische Schrift und Sprache bis nach Ägypten verwendet. Die Amarna-Briefe sind vor allem wertvoll durch die Aufschlüsse, die sie uns über die Verhältnisse in Kanaan vor der israelitischen Einwanderung im 14. und 15. vorchristlichen Jahrhundert geben. Wir ersehen daraus, dass damals eine ganze Reihe von Kleinfürsten das Land beherrschten, die sämtlich unter der Oberhoheit der Pharaonen standen. Sie sassen in den aus dem AT bekannten Städten wie Gezer, Megiddo, Askalon, Gaza, aber auch Jerusalem, das als Urusalim mit seinem König Abdichiba erscheint. Diese Vasallenfürsten sind allerdings recht unzuverlässige Kunden und haben auch unter sich fortwährend Händeleien, so dass sie den ägyptischen Oberherren recht viel Sorge bereiteten. Dazu kommen die ständigen Angriffe von Beduinenhorden, die von der Wüste her in das Kulturland einzudringen suchen. Sie werden in den Texten als Chabiru bezeichnet. Da dieser Name sprachlich mit 'ibrī, «Hebräer» gleichgestellt werden kann, so glaubte man in ihnen die Israeliten gefunden zu haben, die dann also im 14. Jahrhundert nach Palästina gekommen wären. Dies scheint sich nun allerdings nicht ganz zu bestätigen. Aus verschiedenen Gründen ist es wahrscheinlicher, dass der Auszug Israels aus Ägypten erst später, unter Ramses II. (1292—1225) erfolgte. Wir haben unter den Chabiru wohl nur «Hebräer» im weitern Sinne zu verstehen als eine Bezeichnung jener nomadischen Elemente, die aus den Steppengebieten vordrängten, sich aber aus verschiedenen völkischen Gruppen zusammensetzten, von denen *eine* auch die Israeliten oder Hebräer im engern Sinne waren.

Hier ist es am Platze, auch einer Entdeckung aus jüngster Zeit Erwähnung zu tun, die uns von anderer Seite her Einblicke in die Verhältnisse ungefähr des gleichen Zeitraums gewährt. Im Jahre 1929 begannen die Franzosen im Ruinenfeld am Ras-Schamra, dem «Fenchelkap» in Syrien, nahe bei Minet-el-Beda, dem «Weissen Hafen» oder *Λευκὸς λιμὴν* der Griechen, auszugraben. Man stiess auf die Überreste einer bedeutenden Stadt, in denen man bald auch eine beträchtliche Anzahl von Keilschrifttafeln fand. Die grosse Überraschung bestand aber darin, dass die meisten davon nicht in der bekannten babylonischen, sondern

in einer bis jetzt unbekanntem Keilschriftgattung geschrieben waren. An ihrer Entzifferung arbeiteten die Franzosen Dhorme und Virolleaud sowie der Deutsche Hans Bauer, dem der Hauptanteil an ihrem raschen Gelingen zuzuschreiben ist. Es handelt sich hier um eine alphabetische Schrift von 29—30 Zeichen, die aber wie die hebräische in der Hauptsache nur die Konsonanten wiedergibt. Wir haben also hier wie später bei der altpersischen Keilschrift der Achämenidenzeit die Erscheinung, dass mit den Elementen der Keilschrift eine Buchstabenschrift gebildet wurde. Es ist aber nicht so, dass diese etwa durch Vereinfachung aus der babylonischen Silbenschrift entwickelt wäre, sondern die Schrift von Ras-Schamra stellt vielmehr eine Verbindung der babylonischen Keile mit dem Prinzip der phönizischen Konsonantenschrift dar, welche letztere jetzt schon mindestens für die Mitte des 2. Jahrtausends nachgewiesen ist. Die Sprache erscheint als westsemitisch, genauer gesagt nordkanaanäisch, und damit dem Phönizischen und Hebräischen nahestehend. Wir nennen sie jetzt «ugaritisch», nach Ugarit, dem Namen jener wiederentdeckten Stadt.

Die Texte, die in Ras-Schamra gefunden wurden, sind einmal allerhand Urkunden, Briefe u. ä., eine Abhandlung über Pferdeheilkunde, verschiedene sakrale Texte wie Hymnen, Opferlisten usw. und dann besonders eine Anzahl von epischen Texten. Diese, an sich noch ziemlich unvollständig gefunden, scheinen sich zu mehreren Zyklen zusammenzuordnen, von denen einer den Gott Aliyan Baal zum Mittelpunkt hat, ein anderer Keret, den Sohn Els, ein weiterer den Gott Dan'el, dessen Name sofort an den biblischen Daniel erinnert, welcher in Ez. c. 14 und 28 neben Noah und Hiob als eine durch Weisheit und Gerechtigkeit ausgezeichnete Gestalt der Vorzeit erscheint. Viel mehr als die Ähnlichkeit des Namens mit dem ugaritischen Dan'el hat sich allerdings bis heute nicht ergeben. Überhaupt befindet sich ja die Kenntnis der ugaritischen Sprache und Literatur noch in voller Entwicklung, und sehr vieles ist noch unverständlich, oder die Deutungen weichen sehr stark voneinander ab.

Trotzdem stehen wir schon vor einer Reihe von beachtenswerten Ergebnissen. Am wichtigsten für unser Thema sind die Einblicke in die Religion von Ugarit etwa um 1400 v. Chr., da wir von hier aus auch die kanaanäische Religion, die die Israeliten bei ihrer Einwanderung vorgefunden haben, besser beurteilen

können. Als höchster Gott erscheint El; daneben ist Baal, oft mit dem Beinamen Aliyan, «der Starke», von überragender Bedeutung. Von den Göttinnen ist Anat, Baals Schwester und Gattin, die wichtigste. Dazu kommt aber eine grosse Zahl von andern Göttern und Göttinnen, die das ugaritische Pantheon ausmachen.

Manche Einzelzüge in der israelitischen Religion erfahren von den Ras-Schamra-Texten her eine Aufhellung. Aber vor allem lernen wir den Gegner, mit dem die Jahwe-Religion Israels es zu tun hat, nämlich die eingessene kanaanäische Religion, und damit den ständigen Kampf vor allem der Propheten gegen sie besser verstehen. Es zeigt sich nur noch viel deutlicher, wie grundverschieden in Wahrheit die israelitische Religion von der kanaanäischen ist. Das Bild, das das AT von dieser letztern gibt, wird im wesentlichen bestätigt, aber auch beträchtlich verdeutlicht. Wir erkennen, was an der kanaanäischen Religion von Israel abgelehnt werden musste und was andererseits auch ohne Gefahr übernommen werden konnte. Eissfeldt bemerkt mit Recht in der «Theologischen Literaturzeitung»: «Erst Ras-Schamra hat uns gezeigt, warum manche Züge der kanaanäischen Religion, wie die mit der sakralen Prostitution verbundene Verehrung einer Fruchtbarkeitsgöttin, unmöglich in die Jahwereligion eingehen, andere, wie der Glaube an El, den Gott der Weisheit und Gerechtigkeit, aber sehr wohl ihr angepasst werden konnten.» Vor allem kann aber nicht genug auf den Abgrund hingewiesen werden, der zwischen dieser naturgebundenen Religion eines Agrarvolkes und dem vom Sinai mitgebrachten Jahwe-Glauben Israels klafft.

Um zum Schluss noch einmal nach Babylonien zurückzukommen, so finden wir auch hier wie in Ugarit eine Anzahl von grossen epischen Dichtungen, deren Auffindung und Veröffentlichung grösstes Aufsehen gemacht hat. Es sind dies die in weitem Kreise am meisten bekannt gewordenen und besprochenen Erzeugnisse der Keilschriftliteratur. Grund zu dieser weitreichenden Beachtung boten vor allem die überraschenden Parallelen mit biblischen Erzählungsstoffen. Nennen wir nur die allerwichtigsten Beispiele!

Da sind einmal die babylonischen Sintflutberichte. Der bekannteste ist der in dem berühmten Gilgameš-Epos enthaltene. Der Held der Geschichte, Utnapištīm mit dem Beinamen Atar-chasis, «der Erzgescheite», rettet sich aus der durch die Götter

herbeigeführten Flut wie Noah, indem er sich ein gewaltiges Schiff baut. Sogar solche Einzelzüge wie die dreimalige Ausendung der Vögel finden sich dabei. Wie Noah bringt auch Utnapištim nach der Rettung ein Opfer dar. Neben einigen andern nur kurzen Fragmenten ist ferner ein Sintflutbericht in sumerischer Sprache gefunden worden, deren Held Ziusudra heisst. Der Name bedeutet: «die Lebenstage sind (ihm) lang gemacht», und entspricht dem akkadischen Utnapištim. Diese sumerische Fassung ist bedeutend knapper und gewiss älter, die des Gilgameš-Epos reicher an Einzelzügen.

Man wusste zwar aus dem von Eusebius wiedergegebenen Bericht des Berossus bereits von der babylonischen Sintflutsage. Berossus, ein Zeitgenosse Alexanders des Grossen, war ein babylonischer Priester, der in griechischer Sprache ein Werk *Βαβυλωνιακά* über Geschichte und Überlieferungen der Babylonier abgefasst hat, das leider zum grössten Teil verloren ging. Bei ihm heisst der Sintflutheld *Ἐίσονθρος*, worin man leicht das sumerische Ziusudra erkennt. Heute, da uns die keilschriftlichen Originaltexte erschlossen sind, sehen wir, dass Berossus selber aus diesen geschöpft und sie recht getreu wiedergegeben hat.

Es lässt sich nun nicht leugnen, dass die biblische Sintfluterzählung von der sumerisch-babylonischen abhängig ist. Aber deshalb im 1. Buch Moses nur einen Abklatsch der babylonischen Literatur sehen zu wollen, wäre gänzlich verfehlt. Man darf doch die tiefgreifenden Unterschiede nicht ausser acht lassen. Vor allem ist die Gottesauffassung der Genesis eine grundsätzlich andere. Hier ist es der *eine*, gerechte Jahwe, der die Flut als Gericht über die sündige Menschheit kommen lässt, den *einen* Frommen, Noah, aber errettet. In Babylon aber hat der Rat der Götter beschlossen, eine Sintflut zu machen. Einer von ihnen aber, Ea, warnt den Utnapištim, indem er, wie der Knabe bei der Mordnacht zu Luzern einem Ofen die Abmachung der Verschwörer anvertraute, das Geheimnis des Götterbeschlusses einer Rohrhütte kundtat. Wie dann die vernichtende Flut hereinbricht, da erschrecken die Götter selbst über das Unheil, das sie angerichtet: «die Götter kauerten sich nieder wie Hunde, hockten nieder an den Aussenmauern. Ištar schreit wie eine Gebärende. . . : ,Wie konnte ich in der Versammlung der Götter Böses befehlen, zur Vernichtung meiner Menschen den Kampf befehlen! Ich gebäre meine Menschen, und wie Fischbrut füllen sie nun das

Mee'.» Fehlt es auch in der alttestamentlichen Geschichte nicht an Anthropomorphismen, so etwas ist dort doch ganz undenkbar.

In Babylon läuft die Sintflutgeschichte damit aus, dass Utnapištim und sein Weib zu einem göttergleichen Leben in fernes Land entrückt werden. In der Bibel aber wird mit Noah ein neues Menschengeschlecht gegründet, mit dem Gott seinen Bund schliesst. Damit ist die Sintflutgeschichte in einen heilsgeschichtlichen Zusammenhang gesetzt, etwas, was der babylonischen Sage völlig fremd ist.

Die andere grosse epische Dichtung der Babylonier ist neben dem Gilgameš-Epos das Lied von der Welterschöpfung, von den Babyloniern selbst nach seinen Anfangsworten: Enūma ēliš lā nabū šamāmu, šapliš ammatum šuma lā zakrat — «Als droben der Himmel noch nicht genannt war, drunten die Erde mit Namen nicht gerufen» kurzweg Enūma ēliš genannt. Die ersten Bruchstücke dieser Dichtung wurden von dem englischen Assyriologen George Smith unter den Tafeln der Bibliothek Assurbanipals identifiziert und 1878 veröffentlicht unter dem Titel «The Chaldean account of Genesis». Obwohl bis in die jüngste Zeit immer weitere Teile von Enūma ēliš gefunden wurden und auch verschiedene Rezensionen des Textes zum Vorschein kamen, ist es uns doch noch nicht vollständig bekannt. Immerhin sind die Lücken nicht mehr so gross, dass wir uns nicht ein ziemlich vollständiges Bild des Inhalts machen könnten.

Das eigentliche Thema des Gedichts, das am babylonischen Neujahrsfest feierlich rezitiert zu werden pflegte, ist der Aufstieg Marduks, des Stadtgottes von Babel, zum Herrn der Götter. Wie Babylon die Beherrscherin des Zweistromlandes wurde, so musste auch seinem speziellen göttlichen Schutzherrn auf Kosten der ältern Götter der erste Platz im Pantheon zukommen. Dies wurde erreicht, indem man in den babylonischen Priesterkreisen, wo der Ursprung des Gedichtes gesucht werden muss, eine Anzahl von uralten, ursprünglich selbständigen mythischen Überlieferungen mit Marduk in Verbindung brachte und so zu einem Ganzen verknüpfte. Dazu gehört vor allem der Kampf des Gottes gegen die Tiāmat, ein urzeitliches Ungeheuer, das das Salzwassermeer verkörpert. Aus ihrer Vereinigung mit Apsū, dem Süsswasser-ozean, gehen zunächst die ältern Göttergenerationen hervor, bis dann ein jüngeres Göttergeschlecht mit dem ältern in Konflikt gerät. Schliesslich kommt es zum Entscheidungskampf zwischen

Tiāmat und Marduk, der um den Preis der Vorherrschaft unter den Göttern der Tiāmat entgegentritt und sie tötet. Spiegelt sich darin der machtpolitische Aufstieg Babels über die ältern Dynastien wider, so wird nun im folgenden Marduk auch als Erschaffer des Weltalls verherrlicht, das er hervorbringt, indem er die Tiāmat spaltet und aus den beiden Teilen das Himmelsgewölbe und die Erde bildet. Von der folgenden Tafel, die die Einrichtung des Kosmos durch Marduk schildert, ist leider nur noch ein Teil erhalten. Schliesslich werden auch die Menschen aus dem Blute des getöteten Gottes Kingu geschaffen. Das Ganze endet mit der Verherrlichung Marduks, an dessen Stelle in einer assyrischen Rezension, entsprechend den andersgearteten Machtverhältnissen, Ašur, der assyrische Reichsgott, gesetzt wird.

Wies bereits die erste Veröffentlichung von Enūma-ēliš-Texten durch George Smith schon durch ihren Titel auf die Berührung mit dem biblischen Schöpfungsbericht der Genesis hin, so wurde in der Folge immer mehr betont, wie sehr auch hier das AT aus den babylonischen Quellen schöpfe. Entspricht doch der Tiāmat schon sprachlich die t^ehōm, die Urflut von Gen. 1, 2. Ihre Spaltung durch Marduk scheint in der Scheidung der obern und untern Wasser Gen. 1, 6. 7 nachzuklingen. Wenn man aber die Dinge genau ansieht, so beschränken sich die Berührungen doch nur auf einige Einzelzüge. Die Bibel weiss nichts von einer Theogonie, wie sie am Anfang von Enūma ēliš steht; sie weiss nichts von dem Kampf der Göttergenerationen, sondern stellt ganz klar und scharf schon in ihren allerersten Worten den *einen* Gott mit seinem schöpferischen Wort vor und über alle Dinge. Es gibt keinen Dualismus eines männlichen und weiblichen Chaosprinzips wie in dem Apsū und der Tiāmat der Babylonier.

Freilich, ausserhalb des Schöpfungsberichtes der Genesis, der ganz von einem scharfen theologischen Denken geformt ist, begegnen wir auch im AT allerhand Überlieferungen von einem Kampf Jahwes mit einem urzeitlichen Ungeheuer, teils Levjathan, teils Rahab, Behemoth oder Tannin genannt. Solche Sagen waren offenbar im Volke im Umlauf. Aber in der offiziellen Religion waren sie nicht geduldet, und aus den beiden, sowohl dem jahwistischen als dem priesterlichen Schöpfungsbericht, sind sie bis auf die erwähnten geringen Spuren ausgeschaltet. Wie falsch wäre es nun, die alttestamentliche Religion nach diesen volkstümlichen Vorstellungen beurteilen zu wollen und mit Delitzsch zu rufen:

«Wie so ganz gleichartig ist alles in Babel und Bibel!» Es wäre gleich verkehrt, wie wenn man den Katholizismus nur nach gewissen Erscheinungen einer primitiven Volksfrömmigkeit ein- und abschätzen würde. Seitdem wir die Ras-Schamra-Texte kennen, erscheint es überhaupt als äusserst fraglich, ob Jahwes Kampf mit dem Meerungeheuer aus Babylonien stammt; denn der Drachenkampf wie auch die Namen der Ungeheuer Levjathan und Tannin finden sich auch hier, und zwar ohne jede Verbindung mit der Weltschöpfung. Er ist offenbar auf syrisch-kanaanäischem Boden selbständig, ohne Verbindung mit Babel, heimisch gewesen.

Überhaupt bringen die Texte von Ugarit ein gewichtiges Korrektiv in unsre Beurteilung der Abhängigkeit Israels von Babel. Es lässt sich nicht mehr, wiederum mit Friedr. Delitzsch, behaupten, dass Kanaan «vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur» war, nachdem uns Ras-Schamra so überraschende Einblicke in die schon um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. hochentwickelte Kultur im syrisch-kanaanäischen Gebiet ermöglicht hat.

Es wäre nun allerdings noch manches über die Beziehungen zwischen Babel und Bibel zu sagen; aber um dieses Thema zu erschöpfen, brauchte es viel mehr als einen einzigen Abend. Es wäre etwa noch zu reden von der babylonischen Gesetzgebung, als deren wichtigster Exponent der Hammurabi-Kodex weitbekannt ist, und ihren Vorgängern und Verwandten, den sumerischen, altassyrischen und hethitischen Gesetzen, in ihrem Verhältnis zum mosaischen Recht. Es wäre ferner zu reden von babylonischer Psalmendichtung, von Weisheitssprüchen und vielem andern. Dann wären auch jene Fragen zu berühren, die Delitzsch aufgeworfen und sämtlich im probabylonischen Sinne beantwortet hatte: ob der israelitische Sabbat aus Babylonien stamme, ob sich dort ein dem alttestamentlichen entsprechendes Prophetentum fand, ob der israelitische Gottesname Jhwh auch in Babel vorkomme, ob sich dort «bei freien und erleuchteten Geistern» ein Monotheismus gefunden habe, von dem der israelitische Glaube an den einen Gott abzuleiten wäre.

Alle diese Aufstellungen Delitzschs haben seither ihre Korrektur gefunden, und zwar nicht nur von alttestamentlicher, sondern gerade auch von assyriologischer Seite her. So überragend auch die Verdienste Friedr. Delitzschs um die Assyriologie waren, so wenig wirkliches Verständnis hatte er für die Welt des AT, sehr im Unterschied von seinem Vater Franz, dem wir, selbst

einem Mann von umfassender orientalistischer Bildung, eine Reihe von Kommentaren zum AT verdanken, die heute noch, obwohl sie in vielen Dingen veraltet sind, zum Besten und Tiefsten gehören, was zur Erklärung des AT geschrieben worden ist.

Aber der Babel-Bibel-Streit bedeutete doch eine notwendige Katharsis des Verhältnisses zwischen Assyriologie und AT. Ging es doch um nichts Geringeres als um die Bewahrung des Offenbarungscharakters der Schrift, die dem Christen und Theologen doch weit mehr ist als bloss ein religionsgeschichtliches Lesebuch. Dieser müsste allerdings fallen, wenn im AT nicht viel mehr zu finden wäre als eine Reihe von Entlehnungen aus babylonischer Kultur- und Religionswelt. Hier sehen wir aber heute die Dinge wesentlich anders als Delitzsch. Dies gilt auch gegenüber dem von Hugo Winckler und Alfred Jeremias inaugurierten Panbabylonismus oder dem Versuch Peter Jensens, in den Gestalten der alttestamentlichen Überlieferung, ja sogar in Jesus und Paulus nichts als Varianten «des babylonischen Gottmenschen Gilgameš» zu sehen.

Um so unbefangener und gefahrloser dürfen wir heute aus dem überreichen Ertrag der Keilschriftforschung für unsere Erfassung und Erklärung des AT Nutzen ziehen. Ist es doch wahrlich des Gewinns genug, wenn sich uns Religion, Kultur und Geschichte einer Welt enthüllt haben und immer weiter enthüllen, die Jahrtausende umfasst, einer Welt, in deren Umkreis auch das Volk des AT gelebt hat. Ex Oriente Lux — das Wort bewährt sich auch hier, aber das wahre Licht der Welt, jener Oriens ex Alto im Lobgesang des Zacharias, ist nicht aus Babel gekommen, sondern aus dem Volke, das der Empfänger der Offenbarung des Alten Bundes war.

Bern.

Albert E. Rüthy.

Literatur.

B. Meissner, Die Keilschrift (Sammlung Göschen 708), 2. Auflage 1922. — *L. Messerschmidt*, Die Entzifferung der Keilschrift 1903. — *E. Chiera*, Sie schrieben auf Ton 1940 (populär). — Akkadische Sprache: *G. Bergsträsser*, Einführung in die semitischen Sprachen 1928, 20 ff.

B. Meissner, Die babylonisch-assyrische Literatur (in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft) 1928. — Derselbe, Babylonien und Assyrien 1920—1925. — Derselbe, Könige Babylonien und Assyriens 1927.

— *M. Jastrow*, Die Religion Babyloniens und Assyriens 1905 ff. — *A. Jeremias*, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur 1913. — *Fr. Jeremias*, Semitische Völker in Vorderasien (P. D. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 4. Auflage, 1925, I, 496 ff.).

E. Schrader, Die Keilinschriften und das AT, 3. Auflage, 1902. — *A. Jeremias*, Das AT im Lichte des Alten Orients, 4. Auflage, 1930. — *A. Jirku*, Altorientalischer Kommentar zum AT, 1923.

Zum Babel-Bibel-Streit: *Friedrich Delitzsch*, Babel und Bibel I., II., III., 1902/03. — *C. Bezold*, Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das AT 1904. — *W. Baumgartner* in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Auflage, 1927 ff., I, 714 ff.

Die wichtigsten Texte in deutscher Übersetzung bei *H. Gressmann*, Altorientalische Texte zum AT, 2. Auflage, 1926. — *A. Ungnad* und *H. Gressmann*, Das Gilgamesch-Epos, übersetzt und erklärt, 1911. — *P. Jensen*, Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, I, 1906. — *E. Ebeling*, Das babylonische Welt-Schöpfungslied (Altorientalische Texte und Untersuchungen, II, 4), 1921. — *R. Labat*, Le Poème babylonien de la Création, 1935. — *J. A. Knudtzon*, Die El-Amarna-Tafeln (Vorderasiatische Bibliothek, II), 1907/15.

Ras Schamra: Die Texte wurden zuerst von Ch. Virolleaud in der französischen Zeitschrift «Syria» publiziert (seit 1929). — *H. Bauer*, Die alphabetischen Keilschrifttexte von Ras Schamra (Kl. Texte für Vorlesungen und Übungen 168), 1936. — Neueste zusammenfassende Darstellung mit vollständigen Literaturangaben: *W. Baumgartner*, Ras Schamra und das AT (Theologische Rundschau, 1940/41).
